

Percival Maltese

Rettungsversuch für den aufrechten Gang

Autor:



Percival Maltese wurde 1958 als Sohn einer ungarndeutschen Mutter und eines afroamerikanischen Vaters in Deutschland geboren.

Er ließ sich am Institut St. Dominikus für Sozialpädagogik zum Erzieher mit staatlicher Anerkennung ausbilden, war unter anderem als Gruppenleiter in Einrichtungen der Kinder- und Jugendrehabilitation in Süddeutschland tätig, veröffentlichte neben Lyrik und Kurzprosa auch

pädagogische Beiträge in verschiedenen Fachzeitschriften. 2001 kam er als Internatsleiter in die Schweiz an und arbeitet heute als Berufsschullehrer. Der «*Rettungsversuch für den aufrechten Gang*» ist sein erstes Buch, das jüngst von der Autobiografie-Plattform «meet my life» mit dem Schweizer Autobiographie Award ausgezeichnet wurde.

© 2023 Percival Maltese

Lektorat: Martina Takacs

Buchumschlag: Buchschmiede

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien

www.buchschmiede.at - Folge deinem Buchgefühl!

978-3-99152-282-9 (Hardcover)

978-3-99152-757-2 (Ebook)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Meiner Mutter, meiner Großtante, Stefan Zweig
und allen anderen Künstlern
eines untergegangenen Reiches

INHALTSVERZEICHNIS

| | |
|---|-----|
| Vorwort..... | 5 |
| 1. Prolog..... | 6 |
| 2. Glücksburg – der Film | 9 |
| 3. Her lost Paradise | 18 |
| 4. Die «Gefallenen Felsen» | 23 |
| 5. K und K..... | 34 |
| 6. Segel setzen..... | 39 |
| 7. Auf der Suche nach Festland | 52 |
| 8. Moment, war das Glück? | 62 |
| 9. Der Zauberberg..... | 71 |
| 10. Jim Knopf und der Eisenbahnführer | 83 |
| 11. Kummer ganz vorn..... | 97 |
| 12. Gripsikon..... | 103 |
| 13. Desiderata..... | 115 |
| 14. Epilog | 127 |
| Dank | 130 |

VORWORT

«Für den Menschen gibt es nur eine Wahrheit: jene, die aus ihm einen Menschen macht.»

Antoine de Saint-Exupéry (1900–1944),
frz. Flieger und Schriftsteller

Die Lebensgeschichte umfasst einen Zeitraum vom Jahr meiner Geburt 1958 bis zu meiner Tätigkeit als Internatsleiter in der Schweiz 2003. Die meisten Namen der nicht unmittelbar Verwandten sowie der Internate wurden geändert.

Dieses Buch enthält rassistische Zitate, die unzensiert übernommen wurden. Dass Schwarz groß geschrieben wird, ist Absicht. Es mag für manche zunächst ein wenig ungewohnt sein, doch darum geht es ja auch, um das Ändern von Gewohnheiten.

Die am Schluss beigefügte Lyrik und Kurzprosa wurde in der Geschichte erwähnt und soll meine Gedankenwelt zusätzlich veranschaulichen.

1. PROLOG

In den Tagen vor meiner Geburt arbeitete meine Mutter als Platzanweiserin im Kino, und da lief Porgy and Bess allabendlich. Draußen, da wurden die Schwarzen beschimpft, und auch die weißen Damen mit ihren GIs waren nur die Ami-Flittchen, doch in diesen Film gingen sie alle. Gershwins Schwarzenoper sorgte schon damals im von den Nazis besetzten Dänemark für Furore. Dort lief die Oper trotz Hitlers Verbot weiter. «Diese jüdische Negermusik», so wurde sie damals genannt.

Ein bisschen schlummert der Blues in meiner Seele. Die jazzige Form einer Komposition von Mendelssohn Bartholdy, der Jazz erinnert in seiner Tiefe an jüdische Folklore, an jene Traurigkeit innerhalb der Freude.

Dann stelle ich mir Janis Joplin vor, wie sie Summertime singt, ihrem Schmerz Töne verleihend, und anschließend singt diese weiße Sängerin das Ave Maria so bedeutsch schwer, dass kein Zuhörer da ist, der nicht weint.

Da ist dieser Blues tief in mir drin. Ich habe ihn aufgesogen mit der Muttermilch, und auf der anderen Seite gibt es auch Freude und Glück. Seltsamerweise war es nie die Jagd nach Glück, sondern eher die Verteidigung von Glück. So wie eine Burg aus Sand am Meer, immer die Angst vor der Flut: Sie könnte weggespült werden.

Glücksburg. Glücksburg. Glücksburg.

Wie magisch diese Worte klingen. Auch im Nachhinein noch.

Dieser Ort, unweit von Flensburg. Eine Fähre von Dänemark entfernt. Frage mich heute nicht, was Glücksburg mir bedeutet. Die Antwort könnte keiner verstehen. Am allerwenigsten ich.

Gerüche, das Streicheln des Meeres auf der Haut. Freudezitternde Spiele um Leben und Tod und immer wieder das Strecken der Sehnen nach Aufregendem. Die Abenteuer eines Elfjährigen im März 1970. Wie Filmsequenzen flackern Details in meinem Bewusstsein auf.

Mein Freund Luc ermuntert mich, endlich loszulegen. Der Ort unseres Treffpunkts ist nicht etwa ein Café oder eine Bücherei, sondern ein See, und wir sitzen in einem Boot.

Unser Boot schlingert vor dem Horizonttheater, bei dem ein glühender Himmelskörper wie ein Tennisball am Firmament verschwindet. Der See schimmert als Flimmerspiegel. Ich stehe auf den Planken und balanciere mit den Beinen.

Luc hält die Ruder, als ob sie Zeiger einer Uhr wären und er damit die Zeit anhalten könnte. Seine Pupillen tanzen leichtfüßig von einem Ort zum andern, mädchenhaft.

Ein zweites Mal, später, treiben Luc und ich in einem Boot. Like a father's child erzähle ich zum ersten Mal meine Geschichte. Das ausgepackte Tonbandgerät liegt bereit. Vielleicht lässt sich das Audiomaterial zu einem späteren Zeitpunkt verwerten. Wer weiß?

Ruderworte

Auf dem Wasser spiegelt sich das Bild eines Mannes, der versucht, einen Ball zu fangen. Das Bild des zweiten Mannes wird zum Schatten. Alles versinkt.

«Ereignisse haben die Wirkung von Zeit.» Seit Glücksburg klingen in mir diese Worte aus dem Lederstrumpf.

2. GLÜCKSBURG – DER FILM

Im März 1970 fuhren Tibor und ich von Idar-Oberstein durch die halbe Republik. Wir passierten die Nachtsilhouette von Hamburg, den Nordostseekanal im Morgengrauen, und morgens kamen wir mit dem Bus im Erholungsheim an. Kinder unterschiedlichen Alters durchquerten die Aula im Parcours über die Koffer und Taschen. Die Betreuer und Betreuerinnen begrüßten die Ankommenden und lasen die Namen aus ihren Listen vor.

Wir waren insgesamt zwanzig Jungen in der Gruppe und saßen beim Mittagessen an einem großen Tisch. Es gab zwei Essensräume, der kleine für die älteren Jugendlichen, der größere für uns. Jungen und Mädchen gehörten zu getrennten Gruppen.

Es folgte der Rapport am Abend, der Einfall der Jungen in den Schlafsaal. Morgens musterte mich der Arzt und nuschelte der Schwester die Diagnose «Untergewicht» zu.

Nachmittags stand Wandern auf dem Programm. Dann sahen wir sie endlich. So mussten sich die Entdecker gefühlt haben, wenn sie auf einen neuen Kontinent stießen. Als Elfjährigem flößte mir allein der Gedanke Respekt ein. Vor mir lauerte ein blaues Ungeheuer. Dem fieberte ich entgegen. Der Geruch stieg mir bereits in die Lungen: Salz und Wasser. Vor uns lag die See. Die Kinder begannen schlagartig zu rennen, so als ob eine innere Spannung urplötzlich von ihnen abgefallen sei und sie von einer Art Fieber erfasst

wurden. Wir fühlten uns zusammengehörig. Am Strand bauten wir Burgen aus Sand. «Wenn du nur tief genug gräbst, stößt du auf Wasser», sagte Tibor.

Unser Betreuer hieß Olbricht. Jeden Abend bot er ein anderes Spiel an. Wer kann am längsten bewegungslos stehen? Einmal gewann ich. Vor dem Schlafen warf Olbricht jedem Knaben ein Bonbon als «Betthupferl» ins Bett.

Manchmal kam das Heimweh über mich wie ein plötzliches Gewitter. Ich berührte mit einer Fingerkuppe das Laken, dann meinen Teddybären neben dem Kissen. Im Traum schwamm ich im Meer, rotierende Bilder ließen Stunden zu Sekunden schmelzen, Ratten tauchten auf, der Eisenbahnwagen drehte sich wie ein Karussell. Ich schlug die Augen auf und glaubte mich noch im Zug. Mein Blick verfing sich im Vorhang, der mich aus dem Schlummerdasein in die Realität zurückholte. In eine fremde Szenerie.

Als die Sonne kam, flogen wieder Kissen durch die Luft, und Herr Olbricht schleuderte Worte in den Saal: «Aufstehen, waschen und Zähneputzen!» Im Speisesaal flüsterte mein Tischnachbar: «Weißt du schon?»

Am Morgen erhielten die Kinder Marschgepäck. Mein Proviant-beutel enthielt einen Apfel, zwei Brote, eine Nusswaffel. Nachmittags wollten wir die östliche Landzunge einer Meeres-bucht, der Flensburger Förde, erreichen, dort begann die offene See. Dann sahen wir sie vor uns. Als kleinen Punkt. Die Gorch Fock sei das größte Segelschulschiff Deutschlands, hatte Olbricht erläutert. «Hurra!», schrien alle im Chor.

«Weißt du schon», sagte einer der Jungs, «dass die Gorch Fock über zweihundert Mann Besatzung hat?» Er zeigte mir die Karte eines Quartetts, auf der sie abgebildet war. Spitze. Die Fakten häuften sich mit jedem Kilometer. Bald wusste ich alles über das Schiff, eine Dreimastbark, doch die Realität übertraf jede Fantasie.

Die lange Wegstrecke, bis wir endlich bei der Gorch Fock waren, forderte mich heraus. Der Punkt im blauen Band der Ostsee kam näher, die weißen Segel hingen wie Leinwände an den Masten. Weiße Laken. Bald erkannten wir schemenhaft Männer. Blau-weiße Anzüge. Der laue Wind trug Befehle an die Küste. Wüstes Winken der Kinder. Wir starrten in wilder Verzückung. Achtzig Meter in Holz verpackter Geschichte zogen an uns vorbei. Noch ein paar Monate, und es sollte zum ersten Mal ein Mensch auf dem Mond landen, doch dieser Augenblick stand für mich dem in nichts nach.

Am Abend spielten wir Schiffscrew. Rangeleien. Ein Junge stand im Unterhemd und zeigte seinen Bizeps. Mit Dschingis-Khan-Blick warf er seine Matratze auf den Boden. «Ich bin Kapitän.» Unversehens zog er seinen Gürtel aus der Hose und spannte ihn sich um die Haare. Der Piratenkönig krönte sich. «Wir lagen vor Madagaskar ...», schmetterten ein paar Jungs.

Mit der rechten Hand stocherte ich in der Schublade meines Nachttisches herum. Dann spürte ich die grobe Oberfläche meines Fernglases, das ich mitgenommen hatte.

«Schiff voraus!» Mein Fernrohr peilte den Kapitän an. Im Glas glich seine Haut einer Wüstenlandschaft, Schweißper-

len wirkten wie sprudelnde Geysire. Vielleicht ist er zu nah, dachte ich und drehte am Feldstecher. Gebannt musterte ich Millimeter um Millimeter. Seine Sehnen zuckten wie unter Strom. Die schlanke Gestalt sprühte in undefinierbarer Stärke. Ein Angeber, durchfuhr es mich.

Dann posierte er wie vor Fotografen, spielte den Clown und blieb für eine Weile bewegungslos stehen. «Darf ich auch mal?», schrie er über die Köpfe der Kinder hinweg. Vor mir stehend lächelte Niels freundlich und streckte die Hand nach dem Feldstecher aus.

An einem anderen Abend verkroch ich mich unter der Bettdecke. Gierig verschlang ich die Lederstrumpfgeschichten, atmete durch den Körper des Helden. Mein Herz schlug mir bei den brenzlichen Passagen bis zum Hals. Elektrisierende Gedanken durchzuckten meine Lungen wie Stromstöße.

«Hey», störte eine Stimme mein Erleben. Wieder zurück an der Erdoberfläche erkannte ich Niels, an der Bettkante sitzend. «Spannend?» Wortlos reichte ich ihm das Buch. Er blätterte und nickte mir zu. Seine Augen spiegelten ein melancholisches Meeresblau. «Morgen geht's zum Leuchtturm.» Keine Ahnung, woher er das wusste. Oder hatte es Herr Olbricht angekündigt?

Der Leuchtturm war außer Dienst. Merkwürdig. Der Kapitän eroberte den Treppenaufgang. «Wo ist denn das Meer?» Herr Olbricht versuchte, die Oberherrschaft zurückzugewinnen. «Oben ist ein Marionettentheater, seid also vorsichtig.»

Der Holzboden quietschte unter meinen Füßen. Ich trat vor einen Kleiderschrank, und ein Spiegel offenbarte mein Gesicht, voll wundergläubigen Staunens. Magie lag in der Luft. Requisiten lungerten auf dem Boden herum wie schlafende Hunde. In der Mitte thronte eine Holztruhe. Niels' offener Mund schien sie verschlingen zu wollen. Sein Gang ähnelte dem eines Panzerknackers, der eine Kiste voller Juwelen entdeckt. Er berührte das Schloss, als suchte er nach einer Zahlenkombination.

«Die Augsburger Puppenkiste!», schrie einer von hinten. Niels verteilte die Figuren wie Bonbons auf einem Karnevalszug. Prinzen, Tänzer, Krieger. Ich erhielt den Piraten.

«Hallo», raunte ein Herrscher mit Turban, «woher kommst du?»

Es war Niels, der mit seiner Stimme zwischen Bariton und Bass balanzierte. Ich erzählte von Moby Dick und der Schatzinsel, Käpt'n Ahab und der Meuterei auf der Bounty. «Willst du mein Freund sein?»

Mir fiel Uncas ein, der letzte Mohikaner. Wie oft hatte er sein Leben für seinen Freund Lederstrumpf riskiert, seinen Kameraden. Später schrieb ich ein Gedicht auf diese Freundschaft: «*Sagtest nicht du, dass Tapferkeit im Herzen beginnt – und nur wer wirklich liebt, auch jeden Kampf gewinnt?*» (Nr. 1)

«Meine Marionette ist der Maharadscha aus Eschnapur. Seine Haut leuchtet wie aus Bronze, genau wie deine.»

Mein Herz stolperte. Es kamen keine banalen Fragen

nach meinem Aussehen. Er stellte einfach nur eine Tatsache fest. Wir spielten bis zum Mittag. Auf dem Nachhauseweg büxten Tibor und ich mit anderen Jungs aus. Der Schiffs- ausflug ins dänische Helsingör fiel für uns dann als Strafe buchstäblich ins Wasser.

Vor dem Lichterlöschen trat Niels an mein Bett. «Leihst du's mir, wenn du fertig bist?» Ich nickte und lächelte. Niels roch nach Meer. Die Luft saugte sich voll mit dem Duft. Wir kämpften auf den Betten, und unsere Körper dampften. Je- der Millimeter Haut vibrierte. Niels nahm mich in den Schwitzkasten. Dann gewann ich die Oberhand und brachte es endlich fertig, ihn auf den Rücken zu legen, saß auf sei- nen Armen. Er ließ mich gewinnen.

An einem Samstag tummelten sich die älteren Jugendli- chen vor dem Fernsehraum. Die Hitparade. Hoch aufge- schossene Gestalten mit langen Mähnen in langen Hemden mit Blumenmotiven summten Melodien und sangen mir unbekannte Refrains. Diese Welt wirkte anziehend und machte mir gleichzeitig Angst. Ich versuchte einen Blick in den Raum. Was spielte sich dort vor dem Fernseher ab? An der Tür kaute einer Kaugummi. In einem Moment sah ich in seinen Augen eine Neugier, die mich faszinierte, und plötzlich entzündete sich ein Feuer in mir. Die Musik. Ja, Musik. Dort gab es neue Kontinente zu entdecken.

Sonntags war Putztag. Wir strömten mit Beuteln um das Haus und hielten Ausschau nach weggeworfenen Gegen- ständen. Die zusammengeknüllten weißen Taschentücher im Hinterhof fielen mir sofort auf. Die weißen Knöllchen mit dem Fleisch vom Mittag.

Sonntags gab es immer Fleisch. Dies erforderte meinen ganzen Einsatz. Das Stück «Lebenskraft» lag vor mir auf dem Teller wie ein Ziegelstein. Um mich herum begann das große Schmatzen, doch ich kaute noch an dem Brocken, als wäre es Kaugummi. Diese Konsistenz mit ihrer undefinierbaren Mischung aus kartonartiger Masse und sehniger Haut ließ mich an Schuhsohlen denken. «Wie werde ich das los?» – nur darum drehten sich meine Gedanken.

Dann ging es schnell. Das ausgespuckte Stück landete in einem Taschentuch und fand seinen vorläufigen Lagerplatz in meiner Hosentasche. Später katapultierte ich es durch einen Fensterspalt bei der Toilette auf den Hof. Abends las ich dann den Lederstrumpf weiter. Beim Fleischverzehr wich ich von meinem Ideal ab. Lederstrumpf durchstreifte die Wälder am Hudson River und erlegte Tiere für den Eigenbedarf. Lederstrumpf, den sie auch den «Wildtöter» nannten. Hier ging ich einen anderen Weg.

Während des Essens vermischten sich Stunden, Minuten und Sekunden zu einer wunderbaren Melange aus Bildern und Gefühlen: 42 Tage in Glücksburg. War ich jemals glücklicher als damals mit elf? «Ereignisse haben die Wirkung von Zeit», verwirrte mich ein Satz im Lederstrumpf. Doch traf nicht genau dies auf Glücksburg zu?

Am letzten Tag erwachte ich früh. Durch den Vorhang blinzelten Sonnenstreifen. Noch war es still im Schlafraum, ungewohnt, so beruhigte und verwirrte es mich gleichzeitig. Im Waschraum schmeckte ich an der Zahncreme, mein Gesicht im Spiegel erschien voller und bereitete mich innerlich auf das, was kommen würde, vor. Tibor erwachte freude-

strahlend. «Endlich geht's nach Hause.»

Dann trafen die Busse ein. Niels' Augen füllten sich mit Wasser, und dann rollten Wasserperlen hinunter, als wäre es Kondenswasser auf Fensterscheiben. Weinte er? Doch es schien nur ein kurzer Augenblick zu sein, dann blinzelte er, seine Augen waren wieder klar. «Die Gorch Fock ...», sagte er. «Du hast gut gekämpft.»

Ja, diese Freundschaft wollte ich in meinem Gedächtnis speichern, das schwor ich ihm und mir. Dann fuhren die Busse los. Kinder mit verschiedenen Zielen, die meisten gestärkt.

Ruderworte

Luc hat aufmerksam zugehört und wundert sich über die Dialoge der verschiedenen Akteure im Erholungsheim.

«Wie hast du dir das alles merken können? Oder war manches einfach fiktiv?»

Wenn schon nicht alles wortgetreu erzählt wurde, so stimmte doch die Atmosphäre in jedem Teil meiner Schilderungen.

3. HER LOST PARADISE

Mutter speicherte die Ereignisse rund um den Zweiten Weltkrieg, als seien es Früchte in einem Einmachglas. Allein, es fehlte der Zucker.

Alles ging im Krieg verloren bei der Flucht 1944 aus der geliebten Batschka im südlichen Teil Ungarns. Die Sonnenblumenfelder ihrer Großmutter, weites offenes Land, Ziehbrunnen und Pferde. Mit zwölf Jahren wurde sie im Güterwaggon nach Deutschland transportiert. Der Vater ist im Krieg, ihre Mutter wird krank, bald verschollen im Gewirr der Katastrophe. «Die Amerikaner haben mir das Leben gerettet.» Dieser Satz spann sich wie eine Art roter Faden durch all ihre Geschichten vom Krieg.

Der Sommer meiner Geburt hatte die Konsistenz von Softeis. Oft erzählte meine Mutter von Ungarn. Erzählte von ihrer Großmutter, einer gottesfürchtigen Frau, die nach dem Tod ihres Mannes Kasper den gewaltigen Bauernbetrieb allein führte. Sie hatte drei Töchter.

Ihre Großmutter erzählte ihr immer Geschichten von der Zeit der Monarchie, wo alles besser gewesen sei. Von Kasper, der als Tischler pedantisch genau arbeitete und seine Gesellen ständig maßregelte. Von den Händlern als «Halsabschneider», die sie nach allen Regeln der Gaunerei ausbeuteten. Von den Heilkräutern und Pflanzen. Und sie war überzeugt, dass eine Zeit käme, da der Teufel die Übermacht über die Menschen gewinnen würde.

Täglich durchstreifte meine Mutter die Kukuruzfelder von Almas auf dem Weg zur Großmutter. Bei ihr fühlte sie sich frei und weniger eingeengt als im elterlichen Zuhause. «Das ist doch keine Diwanpuppe, sondern ein lebendiges Kind», verteidigte die Großmutter ihre Enkeltochter, wenn sie schmutzig nach Hause zurückkehrte. Die Zeit, die sie ihrer Enkelin schenkte, forderte ihr einiges ab, weil sie jeweils schon morgens um fünf auf den Feldern arbeiten musste.

Ihre Großmutter erlebte die Vertreibung nicht mehr. Sie starb während ihrer Feldarbeit. Für meine Mutter fiel damit eine Welt zusammen, verlor sie doch die wichtigste Ansprechperson. Ihre eigene Mutter, wortkarg und ebenso pedantisch wie ihr Vater es gewesen war, konnte die Mutterrolle emotional nicht ausfüllen. Das Schicksal unserer Großeltern blieb für mich größtenteils im Dunkeln. Mutter beantwortete meine Fragen nach deren Verbleib meist kurz angebunden. Vielleicht sollten meine Fragen diese alten Wunden nicht wieder aufreißen?

Hatten die Strapazen von Krieg und Vertreibung physisch und psychisch meiner Großmutter zu stark zugesetzt? Das musste ich annehmen. Hatte mein Großvater als Soldat der ungarischen Armee den Krieg überlebt? Ich wusste es nicht.

Mutter arbeitete zunächst in Nürnberg auf einem Bauernhof. Der Bauer sah in ihr nur eine billige Arbeitskraft und schonte sie nie. Für sie war in dieser Zeit die Diakonie-Schwester Anna das einzige menschlich mitfühlende Wesen. Ihr vertraute sie sich mit ihren Sorgen und Nöten wie einer Mutter an. Schwester Anna sorgte auch dafür, dass

meine Mutter in einen anderen Haushalt kam, nachdem sie zuvor mit 40 Grad Fieber auf dem Feld zusammen-gebrochen war.

Die nächste Station war eine Metzgerei. Dort setzte ihr vor allem die Metzgersfrau zu, die allerdings die eigene Tochter auch nicht viel besser behandelte. Mit dieser schloss meine Mutter schnell Freundschaft. Heimlich gingen beide abends tanzen und trafen sich mit anderen jungen Leuten. Die Metzgerstochter kannte auch Mädel, die bei amerikanischen Familien als Babysitter oder Au-pair-Mädchen arbeiteten. Sie besorgte meiner Mutter so einen Job. Ihr Beutel Habseligkeiten enthielt ein Kleid, eine Strickweste, Unterwäsche und ein Paar Schuhe.

Immer weiter, weiter.

Die Geschichten aus der Vergangenheit scheinen wie Rosenkranz-gebete, und ich bin der Zuhörer. Sie kommen rhythmisch wieder, als Rettungsringe im Ozean für die Schwimmerin, die ihr Festland nicht mehr findet. Situationen des Taumelns ergriffen meine Mutter.

Mutters Lebensgeschichte blieb im Rückblick nüchtern und knapp. Nur Details daraus leuchteten immer wieder auf, vielleicht, weil sie aus dem Wissen und dem Ergebnis heraus das Schöne mehr und mehr ausblendete. Autobiografien bergen die Gefahr, den jugendlichen Überschwang, die sinnliche Leichtigkeit, die unkontrollierbare Liebe zu gunsten einer erwachsenen Abgeklärtheit zu vernachlässigen.